

BALANCE

So nicht! Unwillkürlich knüllt er das Papier, stößt mit einer heftigen Bewegung die Feder ins Tintenfass und muss mit der Linken nachgreifen, um das schwankende Gefäß vorm Umkippen zu bewahren. So nicht. Mit dem Gefäß kommen seine Gedanken wieder zur Ruhe. Er erhebt sich, streckt die langen Arme und blickt kopfschüttelnd herab auf den Schreibsekretär, den zerknüllten Brief. Warum fehlen ihm hier, anders als in seinen Geschichten die Worte, warum muss er immer wieder neu ansetzen, sich mühsam von Satz zu Satz quälen, jedes Wort eine Last, kritisch gewogen und zu leicht befunden. Ein Widerspruch, doch wie soll er ihn lösen?

So sehr er sich auch bemüht, einige Rechtschreibfehler wird er jedesmal übersehen; die Komplimente geraten ihm schwerfällig und ungeschickt, seine Bitten aufdringlich, die Dankbezeugungen übertrieben. Beweglich, glattzüngig, leichtfüßig allein seine Figuren, wenn er sie so will - er nicht. Er ist vielmehr wie jene anderen, parodistisch gezeichneten, fast lächerlichen Gestalten, auch sie Früchte seines rastlosen Geistes: vor den wirklichen Prüfungen kommt ihnen ihr Sprachwitz abhanden. Sie stottern und blöken oder verstummen ganz.

Natürlich werden sie die Prinzessin nie erringen.

Und er? Körperliche Nähe lässt ihn verstummen. erinnert ihn an Peinlichkeiten aus seiner Schülerzeit, an einen Vorfall vor allem, den er am liebsten ganz aus seinem Gedächtnis bannen möchte, der ihn jetzt noch innerlich erzittern lässt, wie damals, als die Frau seines Direktors ihn zu verführen suchte. Anfassen sollte er sie, eine Frau doppelt so alt wie er, dazu fett und ungepflegt. So jedenfalls war sie dem ahnungslosen Knaben erschienen, und in großer Verlegenheit war er vor ihr zurückgewichen, um sich in sein Zimmer einzuschließen. Hatte versucht zu beten, immer wieder fromme Beschwörungen richten gegen verwirrende Gedanken und Empfindungen.

Ja, er war Joseph im Hause des Potiphar und jede Bewegung damals ein Tanz auf Nadelspitzen. Ein lachhafter, aber nicht ungefährlicher Vorfall - und welcher Stoff für eine große Erzählung. Er seufzt. Mehrere Jahre hat er trotz Hemmungen den Plan mit sich herumgetragen, ihn schließlich aufzugeben. Joseph und die Frau des Potiphar. Mag ein anderer sich später des Themas annehmen...

Er seufzt erneut. Seine Furcht vor menschlicher Nähe ist geblieben: nie hat er gewagt, sich persönlich zu erklären, fürchtet die plötzliche Kühle, die Ablehnung. Will nicht hilflos erleben, wie das Gespräch versiegt, Hoffnung verheißende Worte und Gesten verschwinden, eingeholt hinter einen Vorhang höflicher Fremdheit. Fort. Oder schlimmer noch, der verborgene Spott, jene freundliche Überhebung, die keine Angriffsfläche bietet und ihn zurück auf seinen Platz verweist. Er nimmt sie wahr, bevor sie sich zeigt. Aber wo ist sein Platz? Sehen sie nicht, wie er sich müht, seit er denken kann? Aus Leibeskräften hinüberschreien müsste man, um den Graben zu überbrücken, doch er verstummt, und die Kluft schließt sich nicht. Wird sich nie mehr schließen.

Also selbst das weite suchen und aus der räumlichen Ferne Nähe schaffen - wohl überlegte Briefe schreiben, Botschaften senden auf weißem Papier. Sie senden auf den Knien seines Herzens wie jener unglückselige und unglückliche Dichterkollege in Preußen. Wie dieser hängt und leidet er am Leben und fühlt sich gleichzeitig dem Tod verwandt, vertraut der untrüglichen Wahrheit des reinen Gefühls und lässt sich von widerstreitenden Gefühlen umtreiben.

Quält sich mit Selbstzweifeln und glaubt doch unerschütterlich an sich, giert nach Anerkennung und Ruhm, die allein den Makel seiner proletarischen Herkunft auslöschen würden. Nein, auslöschen nicht, sowenig wie seine Begabung, sein Genie sich auslöschen lässt.

Nur vergessen machen, wenn er erst die Bewunderung der Reichen und Mächtigen genießt, in ihren Kreisen verkehrt.

Er glättet das Papier, überfliegt die letzten Zeilen. Worte. Schale Höflichkeitsformeln, ungeeignete Boten für seine hochfliegenden Hoffnungen und Wünsche, die zitternden Regungen seines

Herzens. Gleichzeitig könnten sie aufdringlich wirken, gar verletzen; er wird noch einige Erklärungen hinzufügen müssen.

Es braucht viele Zeilen, seine Einsamkeit mitzuteilen.

Für eine kurze Weile schließt er die Augen, sieht ihr Gesicht vor sich. So wie die Gesichter anderer Frauen, denen er seine verschlüsselten Botschaften sandte, wie die Bilder von Gönnern und Bekannten. Stets muss er sich die Empfänger seiner Briefe vergegenwärtigen.

Während ihm die Worte und Sätze aus der Feder fließen, sieht er sie bereits über die Lektüre gebeugt, sucht bang nach einem verräterischen Zeichen, dem kritischen Runzeln der Stirn, skeptisch gewölbten Brauen, den spöttisch verzogenen Mundwinkeln. Sucht nach Spuren von Kränkungen, denen es vorzubeugen gilt, wie jener selbstquälerisch erinnerten und nie vergessenen, jener zugefügten und erlittenen Kränkung, als der vertraute Geschäftsfreund ihm das brieflich angebotene Du verweigerte. Eines Tages, das weiß er, eines Tages, und sollten darüber Jahre vergehen, wird er sie in eine seiner Erzählungen aufnehmen, so wie andere Zurücksetzungen und Nöte auch. So wie die ungestillte Sehnsucht, die ihn sprachlos macht seit Wochen und Monaten.

Ein Tanz auf Nadelspitzen. Er überlegt, wann hat er das letzte Mal getanzt? Über ein dutzend Jahre sind vergangen, seit er an der Tanzschule scheiterte. Aus Mangel an Talent und Schönheit, das war die Wahrheit, auch wenn sie es im Zeugnis freundlicher formulierten. Als Tänzer mag er sich nicht mehr dem Spott der anderen aussetzen, aber hier ist er allein. Löst sich selbstvergessen vom Schreibtisch, setzt die Füße zu einer der erlernten Tanzfiguren. Fügt sie aus der Erinnerung zusammen, zuerst un gelenk, vorsichtig, dann mutiger und schneller. Während er sich in einer Pirouette dreht, fliegen mit den Fenstern Gebäude, Wiesen und Felder an ihm vorbei, lockt der ferne Horizont.

Ja, Tanzen. Befreiung des Körpers von allen Zwängen. Leichtfüßig. Noch schneller die Schritte. Jetzt Arme und Beine in freier Bewegung. Glück des Augenblicks und Vorgefühl des Reisens. Paris singt er und im Takt Paris und Rom und weiter Paris und Rom und Stockholm Stockholm. Er wird reisen, der quälenden Nähe entkommen, Eindrücke sammeln, Stoff für neue Geschichten - und sich frei fühlen.

Unbeobachtet von den Missgünstigen und Zweiflern, keine skeptischen Blicke, unter denen sein Gang stockt, zu einem mühsamen Balancieren auf spitzen Nadeln wird. Wenn sie ihn jetzt sähen...Abrupt bricht er ab, sieht sich in der gläsernen Vitrine gespiegelt. Die lange, knöcherne Gestalt, an der jedes Kleidungsstück zu schlottern scheint, den Kopf mit der fliehenden Stirn, die überlange Nase. Er hat sich schon immer als hässlich empfunden, warum sollte sie ihn anders sehen? Wie ihre Vorgängerinnen, Frauen, um die er sich vergeblich bemüht hatte. Wie die Frauen, denen er nach ihr schreiben würde. Innerlich resignierend, bereit mit jedem Wort aufzugeben und gegen alle Vernunft weiter schreiben, weiter hoffen auf das Glück: Das Märchen seines Lebens. Wohl ist er willkommen als Vorleser seiner Geschichten. Ein Märchenerzähler für ihre Kinder, doch selbst verurteilt zum Junggesellendasein: ein Hagestolz und Außenseiter.

Er setzt sich, starrt auf den angefangenen Brief. Wo bleibt die Freiheit der Dichter?

Die bürgerliche Gesellschaft, in der er endlich angelangt ist, erwartet vom Mann, dass er heirate und eine Familie gründe.

Und die Ehefrau? Taugt sie zur Muse nicht, so wenigstens als Hausfrau und Mutter: Sie mag dem Genie in die Pantoffeln helfen und seinen Alltag richten, damit er es sich wohl sein lasse bei Gänsebraten mit Kraut.

Er, der unverheiratete Künstler muss seine Reisetasche selber packen, genießt zwar die Annehmlichkeiten des Gastes, wie sie reiche Gönner gewähren. Doch ihre Gnade darf er nicht

verscherzen, auch nicht zu lange bleiben, muss seine Zunge zügeln, die Worte wägen. Kritik und Tadel, die sie jederzeit über ihn ausgießen dürfen, verschweigt er wider besseres Wissen.

Oh, er weiß, dass über ihn geredet wird, meint versteckte Andeutungen zu verstehen, ein Mann ohne Frau und Kinder, immer wieder in der Gesellschaft von Männern. >Widernatürlich< ein Wort, das er im Vorbeigehn hört, vielleicht auf anderes, auf andere zielend – ihn trifft es.

Er schweigt und befragt sich in der Einsamkeit. Prüft seine Gefühle. Die Umarmungen der Bekannten und Vertrauten, Schreiben, in denen er sein Inneres öffnete, das Herzzittern. Selbst seine frühe Liebe zum Puppentheater, als er nach Mädchenart Kostüme für die unbelebten Schauspieler fertigte.

Da ist nichts. Sie verleumden ihn. Unwillkürlich schlägt er mit der Faust auf die Schreibtischplatte, und das Tintenfass hüpfte ein Stückchen weiter. Zusammen mit seinen Gedanken.

Da ist nichts, aber er wird nicht darüber sprechen können. Wenn sie es denn glauben, werden sie hinter jeder Erklärung ein geheimes Eingeständnis vermuten, ihn erst recht in ihre schmutzigen Gedanken zerren.

Es ist die alte Tragödie, nein, die Komödie der öffentlichen Person: bekannt – verkannt – erkannt. Die Abhängigkeit der Künstler vom Wohlwollen der vielen. Ihr Drahtseilakt zwischen aussprechen und verstummen, sich offenbaren wollen und verbergen, zwischen Wahrheit und Dichtung, Leben und Kunst. Es ist grotesk.

Er schüttelt sich, möchte gleichzeitig lachen und weinen. Verbietet es sich - ein erwachsener Mann weint nicht – und kennt die Lösung. Bedächtig schiebt er den halbfertigen Brief zur Seite und nimmt ein neues Blatt, sinnt über der weißen Fläche.

Die heimliche, die unausgesprochene Liebe. Kein Mann - so weit muss er sich verbergen – ein junges Mädchen soll für ihn weinen und lachen, sich offenbaren, wo er sich verbirgt, soll seine Ängste und Wünsche, seine Liebe fühlen, wie er verstummen und im Verstummen seine Botschaft weitergeben. Wahrheit und Dichtung. Dichtung und Wahrheit.

Er wird schreiben und mit jeder Träne, die er schreibend vergießen lässt, unerkannt mittrauern. Ihr Verzicht ist seiner, ihre Erlösung wird auch die seine sein, nicht die Erlösung aus erfüllter Liebe, nein, ein geistiges Glück, jener Zustand, den auch das vollkommene Kunstwerk seinem Schöpfer schenkt.

Entschlossen greift er zur Feder, lässt sorgfältig die Tinte abtropfen – und zögert, legt die Feder ab.

Der Schmerz der unglücklich Liebenden fehlt ihm noch. Welches Bild kann diesen Schmerz veranschaulichen, wie rührt es den Leser, dass er es nie vergisst?

Natürlich.

Er wird dem Mädchen seine Freude am Tanz verleihen, mehr noch, sie zur niedrigsten und lieblichsten aller Tänzerinnen machen. Sie schweben lassen, wie noch keine getanzt hat – und ihr wird bei jedem Schritt sein, als träte sie auf spitze Nadeln und scharfe Messer.

Ein schönes und ein trauriges Bild. Ja, traurig schön. Er nimmt die Feder wieder auf, und zum ersten Male an diesem Tag lächelt er. Das Lächeln taucht sein Gesicht in ein sanftes, schönes Licht, während er die erste Zeile schreibt.

Die kleine Seejungfrau

ein Märchen von Hans Christian Andersen

